

**Zeitschrift:** Schweizer Schule  
**Herausgeber:** Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz  
**Band:** 17 (1931)  
**Heft:** 34

**Artikel:** Leuchten über der Schule : (Schluss)  
**Autor:** Rogger, Lorenz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-536507>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# SCHWEIZER-SCHULE

WOCHENBLATT DER KATHOL. SCHULVEREINIGUNGEN DER SCHWEIZ  
DER „PÄDAGOGISCHEN BLÄTTER“ 38. JAHRGANG

**BEILAGEN: VOLKSSCHULE - MITTELSCHULE - DIE LEHRERIN**

FÜR DIE SCHRIFTFÜHRUNG DES WOCHENBLATTES: J. TROXLER, PROFESSOR, LUZERN, VILLENSTRASSE 14, TELEPHON 21.86  
ABONNEMENTS-JAHRESPREIS FR. 10.— (CHECK Vb 92), BEI DER POST BESTELLT FR. 10.20. AUSLAND PORTOZUSCHLAG  
INSERATEN-ANNAHME, DRUCK UND VERSAND DURCH DEN VERLAG OTTO WALTER A.-G., OLTEN - INSERTIONSPREIS: NACH SPEZIALTARIF

INHALT: Leuchten über der Schule — Das Bild im sprachlichen Ausdruck — Schulnachrichten — Aus Schulberichten — BEILAGE: Die Lehrerin Nr. 8.

## Leuchten über der Schule

Von Lorenz Rogger.

(Schluss)

### III.

Lassen Sie mich noch von einem dritten Lämpchen reden in Ihrer Schule. Sie ahnen, wie es heissen soll: *Mehr Liebe!* Vermehre in uns die wahre pädagogische Liebe!

Wenn wir mehr Liebe hätten! Gestehen wir es aufrichtig: so mancher Schatten in der Schule — Schatten in unserer eigenen Seele und Schatten in Schülerherzen — kommt vom Mangel an Liebe her. Wenn so mancher unserer Schüler uns etwas nachträgt sein Leben lang, sein Leben lang vielleicht die Schule verwünscht, so kommt das in sehr vielen Fällen davon her, dass er bei uns zu wenig Liebe fand, dass er sich überhaupt nicht geliebt glaubte. Mir will scheinen, ein Kind müsste uns alles Unvollkommene gerne verzeihen: Strenge, Ueberlastung mit Arbeit, mangelhafte Methodik, gelegentliche schlechte Laune, harte, sogar ungerechte Strafe, sogar körperliche Züchtigung — wenn es dabei fühlte, es immer wieder erlebte: die Lehrerin hat mich gern, ich bin ihr lieb.

Die wahre, grosse, selbstlose Liebe! Wie schreibt nur darüber der hl. Paulus im wunderbaren 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes: „Die Liebe ist langmütig, ist gütig; die Liebe ist nicht eifersüchtig. . . Sie sucht nicht das Ihre, lässt sich nicht erbittern, trägt das Böse nicht nach. . . Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“

Eine Gewissenserforschung über die Liebe von Zeit zu Zeit! Ueber die echte Liebe — nicht zu sich selber, nicht zum eigenen Erfolg, nicht zur eigenen Ruhe und Bequemlichkeit, sondern die grosse, reine, selbstlose Liebe zum Kinde. Eine Liebe, die nicht in Aeusserlichkeiten oder Nebensächlichkeiten ihre Quelle hat, und sich auch nicht in äusseren Taten erschöpft, die im Gegenteil vom Tiefsten her stammt und auf das Letzte und Höchste geht, die Heilswille am Kinde ist, die wohl auch und immer auch um das irdische Wohl des Kindes sich kümmert, die aber zutiefst dem ewigen Heile gilt.

Die grosse reine Liebe zum Kinde, zu jedem Kinde ohne Ausnahme. Nicht nur zu dem Kinde, das durch irgend ein tüchtiges Wissen oder gewandtes Können oder ein braves und starkes Wollen unsern Ruhm verbreiten hilft, sondern auch zu jenem Kinde,

das durch irgend ein Versagen unser Ansehen herabzusetzen geeignet ist.

Es gibt ein heiliges Gesetz der christlichen Liebe: wo die Not, die Armut, irgend ein Bedürfnis grösser ist, da muss auch die Liebe grösser sein. Also dem schwachen Kinde gegenüber nicht weniger Liebe haben als dem gut begabten gegenüber, sondern mehr; weil dieses Kind ärmer ist. Dem Kinde des armen Tagelöhners gegenüber nicht weniger Liebe und Güte und Geduld haben und zeigen als dem Kinde des angesehenen Gemeindebeamten gegenüber; sondern mehr; denn jenes Kind ist ärmer. Dem schlecht erzogenen, dem unartigen, dem zerkümmerten, dem irgendwie sittlich abwegigen Kinde mehr Liebe schenken als irgend einem andern; denn das ist das ärmste. So will es ein Grundgesetz der christlichen Liebesordnung.

Mehr Liebe! „Wer auf die Arbeiter einwirken will“, sagte einmal der Gesellenvater Kolping, „der muss das Herz zum Pfande einsetzen.“ Das Gesetz gilt sicher nicht weniger für den Lehrer, der auf das Kind einwirken will. Schon darum, weil nur echte, warme Liebe Gegenliebe erzeugt. Eine wichtigste Voraussetzung aber für ein fruchtbares Erzieherwirken ist das Geliebtwerden, ist diese Gegenliebe. „Man lernt nur von dem, den man liebt“, sagte Goethe, und schon der heilige Ambrosius stellte für uns das Gesetz auf: „Nihil tam utile quam diligi — Nichts ist so notwendig wie das Geliebtwerden.“

Reine, grosse, selbstlose Liebe! Und zwar muss das Kind es merken, dass man es liebt. Don Bosco, der grösste, der erfolgreichste Erzieher des letzten Jahrhunderts, schrieb einst einem Mitarbeiter: „Es genügt nicht, dass die Zöglinge tatsächlich geliebt werden; sie müssen es auch sehen und fühlen, dass man sie liebt.“

Wahrhaftig, wenn ich — um wieder mit St. Paulus zu reden — wenn ich als Lehrer „mit Engel- und Menschenzungen redete, ich hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie tönendes Erz oder eine klingende Schelle“.

Es ist so: die Liebe, die Liebefähigkeit ist die grundlegende Berufseigenschaft des Erziehers und auch die erste unter den Berufstugenden des Lehrers. „Mein Herz ist mein alles“ sagte Pestalozzi. Und wenn Tolstoi von allen, die mit Menschen zu verkehren, die Menschen zu beeinflussen haben, in allererster Linie Liebe verlangt, so gilt diese Forderung in besonderer Weise für denjenigen, der mit jungen Menschen zu

Lit. Schweiz. Landesbibliothek  
Bern

verkehren, der junge Menschen zu beeinflussen, zu führen hat. „Man kann ohne Liebe“ — sagt er — „Holz spalten, Eisen schmieden, aber mit Menschen darf man nicht ohne Liebe umgehen. Zwar kann man sich nicht zur Liebe zwingen, wie man sich zur Arbeit zwingen kann, aber daraus folgt nicht, dass man mit den Menschen ohne Liebe umgehen darf. Wenn du keine Liebe zu den Menschen empfindest, so halte dich fern. Beschäftige dich mit dir selbst oder mit irgendwelchen Sachen, aber nicht mit Menschen.“

Doch ich rede zu Ihnen von etwas, was ich besser für einen Vortrag bei Ihren Kollegen, bei den Herren Lehrern, aufgespart hätte. Der Lehrerin, die eine Frau ist, muss man doch nicht Liebe predigen. Die hat sie doch schon und in einem besonders gesegneten Masse von Natur aus. Die grössere Liebefähigkeit ist, wie mir scheinen will, gerade das, wodurch die Frau dem Manne, die Lehrerin dem Lehrer voraus ist. Die grössere Liebefähigkeit der Lehrerin ist, will mir scheinen, gerade das, was ihr Schulzimmer heller, heimeleiger, gemüthlicher, wärmer macht als das des Lehrers. Die Lehrerin hat doch von Natur aus mehr von einer Mutter an sich als wir, die Lehrer. Und das Schönste und Kostbarste an der Mutter ist die Mütterlichkeit. Mütterlich sein aber heisst doch, für andere da sein, heisst sich opfern für andere, heisst — um mit Paulus zu reden — langmütig sein, heisst gütig sein, heisst nicht das Seine suchen, heisst sich nicht erbittern lassen, heisst das Böse nicht nachtragen, heisst alles glauben, alles hoffen, alles dulden.

Die grössere Liebefähigkeit der Lehrerin! Weil sie eine Frau ist und damit von Natur aus Teil hat an der schönsten Eigenschaft der Frau, an der Mütterlichkeit!

Es gibt aber neben dieser natürlichen Quelle der Liebe und der Liebefähigkeit noch eine andere, eine übernatürliche, eine religiöse. Andern Gutes wünschen und nach Kräften Gutes tun, gütig sein, sich opfern für andere — nicht weil es von Natur aus einem leicht geht, sondern weil das der Wille Gottes, also unsere Pflicht ist. Und darum auch dann diese schöne Tugend mit allen ihren guten Werken üben, wenn es einem nicht drum ist, wenn die Natur versagt. Und wieder meine ich: auch unter diesem Gesichtspunkte, vom Gesichtspunkte der übernatürlichen, der religiösen Quelle der Liebe aus, müsste die Frau dem Manne, müsste darum die Lehrerin dem Lehrer in der Liebefähigkeit voraus sein. Darum, weil sie ja — wieder von Natur aus — der religiösen Beeinflussung zugänglicher ist als der Mann bezw. der Lehrer.

Grössere Liebefähigkeit der Lehrerin! Vielleicht auch noch aus dem Grunde, weil sie der Schule und ihren Anliegen, weil sie dem Kinde und seinen Bedürfnissen vollkommener, ausschliesslicher gehört als der Lehrer. Sie hat auf die Ehe verzichtet. Sie hat keine eigenen Kinder. Und damit hat sie weniger Familiensorgen als der Lehrer. Und sie kann darum ihre Liebe, die ganze, grosse, unerschöpfliche Liebe ausschliesslicher ihren Schülern schenken. Sie wird überdies ausser der Schule von ihren Mitmenschen weniger für allerlei Geschäfte, die der Schule hinderlich sein können, in Anspruch genommen. Dadurch wird sie vielleicht wohl ein wenig weltferner als der Lehrer, aber sie bleibt darum dem Schülerherzen näher als er.

Die grössere Liebefähigkeit der Lehrerin! Ist es nun wirklich immer und überall so, wie ich meine? Ist es so, dass das dritte Lämpchen, das Lämpchen der selbstlosen, hingebungsvollen, der grossen und starken Liebe zur Schule und zum Kinde in Ihrem Schulzimmer heller brennt, als im Schulzimmer des Lehrers? Dann hüten Sie dieses köstliche Flämmchen mit heiliger Eifersucht! Das ist das Beste, was Sie haben. Und Sie haben dadurch einen Vorsprung, den der Lehrer mit allen seinen besondern Vorzügen nie ganz einholen wird. Er hat wohl einen stärkeren Arm als Sie, und den braucht man gelegentlich auch in der Schule, besonders bei den Buben — wenigstens im übertragenen Sinne. Freilich, den schönsten Klang gebe es, lehrt Schiller, wenn „das Strenge mit dem Zarten, wenn Starkes sich und Milde paarten“. Das gilt nicht nur für die Familienerziehung, sondern auch für die Schulstube. Der Lehrer ist Ihnen vielleicht ferner überlegen durch ein höheres Hirngewicht, durch ein absolut und sogar relativ höheres Hirngewicht, und das mag sich in verschiedenen Richtungen seiner seelischen, auch seiner beruflichen Tätigkeit, auswirken. Das mag — mit noch manchem andern — sein Vorzug, der Vorzug des Lehrers sein. Aber Sie haben ein wärmeres Herz. Und von Herzen kommen ja nicht nur die grossen Gedanken, wie der Franzose lehrt, vom Herzen kommen auch die grossen, die hochherzigen Entschlüsse, kommt namentlich die grosse opferbereite, ausdauernde Liebe. Das ist *Ihr* Ureigenes, das ist Ihr grosser Vorzug. Hüten Sie ihn mit heiliger Eifersucht; es ist das Beste, das Grösste, was Sie haben.

Darf ich jetzt aber auch auf eine gewisse Gefahr dieser grösseren Liebefähigkeit aufmerksam machen? Sie besteht besonders darin, dass es der Lehrerin schwerer geht als dem Lehrer, unparteiisch zu sein. Ich brauche Ihnen nicht lange auseinander zu setzen, was man unter *Parteilichkeit* versteht. Wo immer das Urteil des Lehrers über einen Schüler, das Verhalten des Lehrers gegenüber einem Schüler nicht durch sachliche Erwägungen bestimmt wird, sondern durch persönliche, gefühlsmässige Einstellung, durch persönliche Zu- oder Abneigung zu ihm oder zu seiner Familie, da ist Parteilichkeit. Und ich brauche Ihnen auch nicht zu beweisen, dass Parteilichkeit sehr oft vorkommt — in der Schule und ausserhalb der Schule. Und ich brauche Ihnen auch nicht zu sagen, dass Parteilichkeit denen, die darunter zu leiden haben, weh tut, sehr weh tun kann; dass die Parteilichkeit an viel, an sehr viel Lehrer- und Schulfreundlichkeit, an viel, an sehr viel Lehrer- und Schulhass schuld ist. Das wissen Sie alle noch von eigenen seligen oder schweren Schülerjahren her.

Die Lehrerin, sagte ich, sei der Gefahr der Parteilichkeit mehr ausgesetzt als der Lehrer. Ganz unparteiisch ist wohl — nicht nur in der Schule, sondern auch im Leben — kein Mensch. Weil man ja von gewissen offenkundigen Werten oder Unwerten an einem Mitmenschen — an einem Schüler — immer irgendwie gefühlsmässig beeinflusst wird — schon bevor man es weiss und ohne dass man es weiss und darum auch schon bevor man es will und ohne dass man es will. Diese erste gefühlsmässige Einstellung aber wirkt sich auch aus — wieder ohne dass man es weiss

und will — im Urteil, im Werturteil über diesen Menschen, auch im Urteil über alles, was wir an ihm sehen, von ihm hören, über ihn vernehmen, auch über alles, was er tut. Und dieses Urteil, dieses so stark gefühlsmässig bestimmte Urteil wirkt sich auch aus — wieder ohne dass wir es wissen und wollen — in unserm Verhalten diesem Menschen gegenüber, in der Behandlung dieses Menschen. Dieses psychologische Gesetz gilt bei allen Menschen, wir sind alle — mehr oder weniger — parteiisch. Aber die Frau, die Lehrerin, ist dieser Gefahr wohl mehr ausgesetzt als der Mann, als der Lehrer. Weil sie — ihrer natürlichen Veranlagung nach — von solchen Werten und Unwerten am Mitmenschen, hier am Schüler, rascher und nachhaltiger gefühlsmässig erregt wird als der Mann, als der Lehrer. Weil sie ferner — man wolle dieses Paradoxon entschuldigen — mehr mit dem Gefühle denkt als der Lehrer. Weil sie, wieder ihrer natürlichen Veranlagung nach, in ihrem Verhalten dem Mitmenschen gegenüber sich mehr von der gefühlsmässigen Einstellung zu ihm bestimmen lässt als der Mann, als der Lehrer.

Sagen Sie mir jetzt, bitte, nicht, das sei eine erkünstelte psychologische Konstruktion, der die Wirklichkeit kaum entspreche! Das Erste war nämlich nicht die psychologische Konstruktion, das Erste war die Tatsache, die mir wiederholt bezeugt wurde, und zwar von Männern — allerdings von Männern! —, die es wissen können. Und erst nachher suchte ich für diese Tatsache die psychologische Erklärung. Es handelt sich aber hier, wie Sie schon merken, nicht um eine moralische Wertung des Täters, sondern bloss um eine psychologische Erklärung der Tatsache.

Nochmals: kein Mensch ist ganz unparteiisch, kann es nicht sein, — eben weil er Mensch ist. Aber die Lehrerin ist dieser Gefahr wohl mehr ausgesetzt als der Lehrer. Wollen Sie jetzt nicht versprechen: ich will nie mehr parteiisch sein. Wollen Sie nur versprechen, an diese Gefahr zu glauben, und recht oft daran zu denken. Es ist schon viel erreicht, wenn wir diese Gefahr kennen, wenn wir ein wenig misstrauisch werden — uns gegenüber, wenn wir unsere Liebe beständig unter diesem Gesichtspunkte überwachen.

Aus den eben entwickelten psychologischen Erörterungen heraus lässt sich auch leicht erklären, warum die Lehrerin im allgemeinen mehr *Lieblingsschüler* und besonders *Lieblingsschülerinnen* hat als der Lehrer, und warum die *Lieblingsschüler* und *Lieblingsschülerinnen* im Schulzimmer der Lehrerin mehr schaden als die *Lieblingsschüler* und *-schülerinnen* im Schulzimmer des Lehrers. — Mehr Liebe! Aber mehr Liebe zu allen! Mehr Liebe — nicht zu diesem oder jenem Kind, sondern *zum Kinde, zum Schüler, zum Menschen* im Kinde, zum, wenn vielleicht auch entstellten, Ebenbilde Gottes im Kinde, zum Bruder und zur Schwester im Kinde. Nur das ist echte Liebe. „Wo Lieblinge sind, hört die Liebe auf“ sagt Pestalozzi. Und das besonders Unheilvolle daran: wo Lieblinge sind, da ist starke gefühlsmässige Zuneigung; wo aber diese ist, da ist — freilich nach einer andern Ecke der Schulstube — auch starke gefühlsmässige Abneigung. *Schülerinnen und Schüler* aber haben ein besonders schmerzliches Empfinden für solche Abneigungen.

Eine Gewissenserforschung also über die Liebe! In

der „Nachfolge Christi“ steht der Satz: „*Saepe videtur esse caritas, sed est magis carnalitas* — Oft scheint etwas Liebe und ist doch mehr nur Eigenliebe, sogar sinnliche Liebe.“ Es wäre eine zwar schwere, aber sicher verdienstliche und fruchtbare Arbeit, einen Tag, eine Woche, einen Monat lang all unser pädagogisches Tun und Lassen von dem Gesichtspunkte aus zu beobachten: wie viel tat ich diese Woche, diesen Monat hindurch aus wirklicher, reiner Nächsten- bzw. Schülerliebe heraus, wieviel aus Eigenliebe und gar aus einer gewissen Sinnlichkeit heraus?

Mehr Liebe — zum *Kindel*! Das dritte Lichtlein, das wir angezündet haben, sei uns Symbol einer noch heiligern Liebe: der Liebe zu *Gott*. Erst wenn wir dem Herrgott das Lämpchen der Liebe angezündet, wird es so recht hell und froh in unserer Schulstube, wird auch die letzte Wolke weichen. . . Nein, das nicht! Aber jede, auch die finsterste Wolke über uns wird jetzt durch einen Strahl von oben verklärt. „*Diligentibus Deum omnia cooperantur in bonum* — Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum besten“, lehrt St. Paulus im Römerbriefe.

Das sei das Letzte, das Höchste, was wir heute lernen wollen: Gott mehr lieben. Je mehr wir Gott lieben, um so schöner, um so heimeliger wird es bei uns — für uns und unsere Schüler.

Ich muss Ihnen das näher erklären.

Man kann aus verschiedenen Beweggründen Schule halten und relativ froh sein im Schuldienste, die Arbeiten, die Freuden und Leiden eines Schultages immer wieder von neuem auf sich nehmen. Ich weiss nicht, ob es auch solche unter Ihnen hat, die darum Freude haben an ihrem Berufe: weil der Postbote ihnen alle Monate wenigstens drei bis vier schwere Hundertfrankennoten auf den Tisch legt; und weil man doch zu den angeseheneren Menschen eines Dorfes gehört; und weil es fast drei Monate lang Ferien gibt; und weil man auch in der übrigen Zeit nicht allzustrenge Tage und Wochen hat. Nun, ich gönne Ihnen von Herzen diese kleinen Genußtungen, wenn sie auch ordentlich stark nach Menschlichkeit riechen. Gelebt haben muss ja auch der Lehrer und die Lehrerin; und geehrt sein möchte halt doch jeder anständige Mensch; und eine kleine Bequemlichkeit von Zeit zu Zeit darf sich ja auch der Lehrer wünschen. Aber wem das die Hauptsache wäre, wem das gar alles wäre, was ihm Freude machte an seinem Berufe, in dessen Schule wäre es nicht schön, von diesem Schulzimmer ginge wenig Freude und wenig Segen aus. — Man kann aus einem andern, höhern Grunde Freude haben an der Schularbeit. Man hat eine besonders reiche, natürliche Veranlagung zum Unterrichten, zum Erziehen überhaupt. Man ist für den Erzieherberuf eigentlich geboren. Dann wird man eine natürliche Befriedigung haben in der Schulstube, auch wenn nicht immer alles am Schnürchen geht. Und man wird dann gern zu uns in die Schule kommen; denn es ist dann sicher schön, heimelig bei uns. Und nur ganz seltene Exemplare werden sich bei uns nicht zu rechtfinden. Wenn Sie in dieser Lage sind, dann haben Sie viel, dann sind Sie zu beneiden. Aber das Höchste, das Schönste, was ich Ihnen wünschen kann, besitzen Sie noch nicht. — Oder Sie sind davon überzeugt, dass es etwas Grosses ist, etwas vom Schönsten, das ein

Mensch tun kann: in einem jungen Menschen Kräfte wecken und entwickeln, auf junge Leute wertvolles Kulturgut übertragen, um sie dadurch zu tüchtigen, brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Verehrteste! Denken Sie recht oft an die Grösse und Schönheit dieser Aufgabe! Diese hohe Berufsauffassung wird Sie immer wieder aufrecht erhalten, wenn Ihre Arbeit von der Umwelt auch nicht genügend anerkannt oder geschätzt wird. Aber das Schönste und Kostbarste haben Sie immer noch nicht entdeckt. Das Schönste und Kostbarste, das ich Ihnen wünschen kann, ist die Gottesliebe, eine recht grosse Gottesliebe.

Was heisst denn das: Gott lieben in der Schulstube? Gott lieben heisst, seinen Beruf und alles Kurzweilige und alles Mühselige des Berufes als Gottesdienst auffassen; heisst, vom frühen Morgen bis zur letzten Korrektur oder zur letzten Vorbereitung am Abend seine Pflicht tun und sie so vollkommen als möglich tun, weil es so der Wille Gottes ist; heisst, jedes Kreuz, jede Enttäuschung in dem Sinne auffassen: von Gott gesandt, von Gott zugelassen — nicht um mich zu quälen, sondern um mir Gelegenheit zu geben, reich zu werden, reich zu werden besonders an Verdiensten für die Ewigkeit. Wahrhaftig: wer jeden Morgen mit dieser Gesinnung die Schulstube betritt, jedem Kind in diesem Sinne die Hand reicht und ihm ins Auge schaut, in dessen Seele muss eine grosse, selige Ruhe einkehren, den muss eine wunderbare Ueberlegenheit, eine heilige Gelassenheit durch den Schultag begleiten, in dessen Seele wird es hell. Und etwas von dieser Ruhe und diesem Frieden wird auch auf die Schüler übergehen. Von dem muss ein „stilles Leuchten“, ein grosses oder ein kleines „stilles Leuchten“, ausgehen, das auch das letzte schwache Kind und den ganzen Schultag segnet.

Aber dieses „stille Leuchten“ ist immer noch nicht das Höchste, ist noch lange nicht das Grösste. Das Grösste, das aus dieser religiösen Berufsauffassung, aus dieser Gottesliebe herauswächst, ist die Gewissheit: jetzt ist ganz sicher nichts umsonst; jetzt nützt ganz sicher alles. Und wenn es auch — allen psychologischen und theologischen Gesetzen entgegen — dem Kinde nichts nützte, es nützt wenigstens mir. Wenigstens ich werde durch jede Schulstunde reicher, reicher an unvergänglichen Verdiensten, reicher an heiligmachender Gnade. Und ich werde dann um so reicher, je mehr mir der Schultag zu schaffen machte, je weniger irdische Genugtuung er mir gab. Das ist der tiefste Sinn des Wortes: „Diligentibus Deum omnia cooperantur in bonum — Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum besten.“ Jetzt wird mir alles nützen, alles zum besten gereichen, auch gar alles, vom frommen Schulgebete an bis zur langweiligen Aufsatzkorrektur. Alles, von der warmen Bibelstunde bis zum trockenen Rechenbüchlein. Alles, Erfolg und Misserfolg, und dieser letztere erst recht. Alles, Anerkennung oder Verknennung, und diese letztere erst recht. Das gut veranlagte Kind und das Kind mit bloss zwei Talenten, und dieses letztere erst recht. Alles, das gut erzogene Musterkind und das abwegige Kind, das es eigentlich darauf abgesehen zu haben scheint, mich jeden neuen Tag von neuem zu ärgern, und dieses letztere erst recht. Alles, die angesehene und eifrig erstrebte Stelle

als Stadtlehrerin und die karg besoldete Schule am weltabgelegenen Berghang droben, und diese letztere erst recht. Nur eine Bedingung müssen wir erfüllen: Diligere Deum, unsere Arbeit als Gottesdienst auffassen, das Lichtlein der Gottesliebe anzünden über unserm Scheitel und in unserm Herzen und es nie ausgehen lassen.

Verehrte Kolleginnen! Darf ich zum *Schlusse* nochmals mit Ihnen das 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes aufschlagen und ein weiteres Wort des hl. Paulus auf unsern Fall anwenden?: „Nun bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei. Das grösste unter ihnen ist die Liebe. Trachtet nach der Liebe!“

### Das Bild im sprachlichen Ausdruck

Eduard Engel bringt in seinem vielgelesenen Werke „Deutsche Stilkunst“ (Verlag G. Freytag A. G., Leipzig, 1931) eine köstliche Blütenlese von übertriebener Bilderei. Wir lesen da (Seite 430 ff.) u. a.:

Für ein Schrifttum ist es allemal ein schlimmes Zeichen, wenn es übertrieben bildert. Schwaches Empfinden und Ohnmacht des Ausdrucks verstecken sich am liebsten unter krausem Flitterkram. Im 17. Jahrhundert wurde bei uns bis zum Uebelwerden Bilderei mit allem nur erdenklichem Aussenwerk getrieben. So dichtete z. B. der fürchterliche Zuckerbäcker Hofmannswaldau:

Nektar und Zucker und saftiger Zimmet.  
Perltau, Honig und Jupiterssaft — —  
Schmeckt mehr bitter als süsse  
Gegen den Nektar der zuckernen Küsse.

Auch unsere Jungdeutschen bilderten oft geistreichelnd. Selbst Börne gerät ins wilde Bildern, so oft er gerührt wird. Hin und wieder denkt man geradezu an Saphir (deutsch-ungar. Humorist jüd. Herkunft, später Protestant, 1795—1858. D. Schr.), dem er übrigens teilweise als Vorbild gedient hat:

„Der Frühling des Jahres 1763 brachte nicht nur sich selbst, sondern auch einen Frühling der Poesie mit zur Erde. Er stellte bei seinem ersten Erscheinen die Wiege Jean Pauls in die Welt, um an sie seine eigene Unsterblichkeit anzuknüpfen“ (in der berühmten Rede auf Jean Paul). Allerdings ganz im Stil; Jean Paul selbst hatte ähnlich gebildet, z. B.:

„Die Lerche, die über römischen Ruinen gerade so singt wie über deutschen Feldern, ist die Taube, die uns mit ihrem bekannten Gesang den Oelzweig aus dem Vaterlande bringt.“

Einen gefährlichen Hang zur Bilderei haben manche österreichische Dichter, so Lenau, Grün, Hamerling. Lenaus Lerche, die an ihren bunten Liedern in die Luft klettert; die Lerchen als Singraketen, die der Lenz in die Luft schleudert; die vom Lenz an Leuchtern von Smaragd im Frühlingsdom angezündeten Rosen: jedes einzelne Bild lässt sich verteidigen, aber so dicht gedrängt wie bei Lenau wirken sie ein wenig schwülstig oder flimmerig.

Betty Paoli bilderte folgenden wohlklingenden Riesenunsinn:

So wird fortan in allen künft'gen Tagen  
Hoch über allem Schmerz und aller Lust  
Dein Bild als ew'ge Pyramide ragen  
In der Sahara meiner tiefsten Brust.

Unsere Jungdeutschen waren und sind gross im Bildern, sie sind die eigentlichen Ueberbilderer. Lessing halten uns alle, auch sie, gelehrt, dass Dichten und Malen zweierlei; aber was ging sie der alte Lessing an? C. Alberti: „Zwei Kreidefelsen starrten seine Wangen“. Hermann Conradi: „Es war Nacht. Sie Sonne war tot. Die Sterne flegelten sich auf den Plüschpolstern ihres Wolkenserails